№ 510. Abend-Ausgabe. Berlin. Dienstag, 7. Oktober 1913.

Vossische Zeitung

Begründet 1704.

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen.

Im Verlage Vossischer Erben. Verantwortl. Redakteur (mit Ausnahme des Handelsteils): H. Bachmann in Berlin.

Haupt-Geschäftsstelle Breite Str. 8/9, Berlin C.

Telephon: (Zentrale im Hause) Amt Zentrum 8689, 8690, 8691, 8692. für Ferngespräche Amt Zentrum 10 640. 10 641.

Türkische Verstimmung gegen Deutschland.

(Von unserem ständigen Korrespondenten.)

Konstantinopel, im Oktober.

Es scheint nun doch, daß der Welt der dritte Balkankrieg wenigstens vorläufig erspart werden soll. Das ist die allgemeine Auffassung in unserm diplomatischen Korps, das sich während der letzten Wochen ernste Sorgen darüber gemacht hatte, ob die friedliche Beilegung aller Meinungsverschiedenheiten zwischen der Türkei und Griechenland gelingen werde. Auch von türkischer Seite wird mir die günstige Wendung der Lage bestätigt und zwar, wie Ihnen schon telegraphisch gemeldet worden ist, mit der Versicherung, daß die Griechen geneigt seien, in der in erster Linie stehenden Frage der Staatsangehörigkeit so weit entgegenzukommen, daß eine Verständigung möglich wird. Wenn mir bei dieser Gelegenheit nachdrücklich in Abrede gestellt wird, daß die Türkei in den letzten Wochen Angriffsabsichten erwogen habe, und wenn die auffälligen Anschaffungen für das Kriegsdepartement einfach mit der Notwendigkeit, erschöpfte Vorräte zu ergänzen, begründet wird, so müssen solche Versicherungen zunächst auf Treu und Glauben hingenommen werden. Jedenfalls werden die sehr umfassenden Ankäufe nicht abgeleugnet. Es ist sehr wohl möglich, daß sie gerade jetzt gemacht worden sind, um durch den Anschein der Kriegsrüstung einen Druck auf die Entschließungen der griechischen Regierung zu üben. Aber es ist ebensogut möglich, daß die Ergänzung des Kriegsmaterials in weitergehender Absicht erfolgt ist. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß es in den am letzten Ende maßgebenden Kreisen eine Richtung gibt, welche die der Türkei günstigen Umstände auch Griechenland gegenüber ausnützen will und die Inselfrage mit Umgehung der Großmächte auf eigene Faust zu lösen gedenkt. Nach dem militärischen und diplomatischen Erfolg über Bulgarien ist diese Absicht psychologisch begreiflich; sie erklärt sich aber auch aus der Ueberzeugung, daß Griechenland militärisch erschöpft ist und ganz ebenso wie Bulgarien sich jeder Bedingung der Pforte fügen müßte, wenn sich die türkische Besatzung von Adrianopel im Einverständnis mit Bulgarien nach der griechischen Grenze in Bewegung setzte.

Von hier aus betrachtet, könnte es scheinen, daß man in Berlin die Bedeutung der Inselfrage als psychologisches Moment unterschätzt. Wenn sie in letzter Zeit nicht mehr so häufig wie früher das Thema der Leitartikel bildet, so hat sie doch nicht aufgehört, ihre Rolle in allen politischen Spekulationen zu spielen, und es ist ein Axiom für jeden türkischen Politiker, daß sein Land nicht nur in seiner Hauptstadt, sondern auch und vor allem in seinem wichtigen kleinasiatischen Besitz ernstlich bedroht ist, wenn Griechenland in den unbeschränkten Besitz der ägäischen Inseln gelangt. Die Türken haben das Gefühl, als ob dieses Moment in Berlin nicht genügend gewürdigt wird, und sie bescheren sich in freundschaftlicher Unterhaltung darüber, daß eine mehr äußeren Eindrücken als politischen Erwägungen entsprungene Griechenfreundschaft die deutsche Oeffentlichkeit bestimmt, in der Inselfrage sich der griechischen Auffassung und den griechischen Bestrebungen zu nähern. Wer die Dinge von hier aus beobachtet, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier der schwache Punkt unserer Orientpolitik liegt, und daß Deutschlands Haltung in dieser Frage in den Händen unserer Gegner zu einem sehr wirksamen Mittel der Intrige gegen uns geworden ist.

Unsere Stellung in der Türkei ist an sich schwierig genug. Das hängt zusammen mit dem bisher noch völlig unzureichend bekämpften Uebergewicht der französischen Sprache in der Türkei und der Fähigkeit des industriearmen Frankreichs, der Türkei in allen Finanznöten beizuspringen. Kommt aber zu diesen Umständen noch ein positiver Beschwerdepunkt hinzu, so wird uns jede politische Arbeit in der Türkei außerordentlich erschwert. Das Kompliment des Königs der Hellenen vor der preußischen Kriegskunst ist von jedem Deutschen mit begreiflicher Genugtuung vermerkt worden, aber die Freude über das Bekenntnis des Königs Konstantin darf unsern Blick nicht trüben für die sehr wichtigen deutschen Interessen in der Türkei und für die Pflicht, diese vor jeder Schädigung zu bewahren. Es ist beachtenswert, daß an der türkischen Stelle, die berufsmäßig die Aeußerungen der deutschen Presse zu beobachten hat, die Haltung Deutschlands in der Inselfrage bereits mit Unfreundlichkeiten gegen die deutsche Presse und auffälliger Bevorzugung der französischen Blätter beantwortet wird. Ueberläßt Europa die Inseln bedingungslos den Griechen, so schafft es einen neuen Herd dauernder Unruhen und ein neues Streitobjekt, das den Frieden Europas, wie bisher Makedonien, in Frage stellen kann. Soll die Türkei wirklich einen Teil der Inseln einbüßen, so müssen wenigstens Bürgschaften dafür geboten werden, daß die den Griechen zufallenden Inseln nicht Stützpunkte für Unternehmungen werden können, welche die Sicherheit des osmanischen Reichs zu gefährden imstande sind.

Die neuen türkischen Vorschläge.

Der Konflikt mit Griechenland.

Athen, 7. Oktober. (Eigener Drahtbericht unseres Korrespondenten.) Der Minister des Aeußern Panas gab heute seinen Kollegen Kenntnis von den Gegenvorschlägen der Türkei, die der türkische Abgesandte Haranl Abro Bey gestern überbracht hat. Eine Erörterung darüber wird in der Mittwochsitzung stattfinden. Die neuen türkischen Vorschläge weichen nicht unwesentlich ab von den seinerzeit mit dem früheren türkischen Bevollmächtigten Reschid Bey erzielten Ergebnissen. Man will hieraus auf neue Verschleppungsabsichten der Pforte schließen, doch scheint die griechische Regierung diesmal entschlossen zu sein, angesichts der fortgesetzten Kriegsrüstungen der Türkei und mit Rücksicht auf die Stimmung in der Armee, die des unerträglichen Schwebezustandes müde ist, entscheidend vorzugehen und bei den ersten Anzeichen von türkischer Verschleppungstaktik eine bestimmte Frist für die Erledigung der schwebenden Fragen zu stellen, um der nervösen Ungeduld ein Ende zu machen. In der Tatsache, daß Haranl Abro neue Vorschläge überbracht hat, muß man keineswegs eine Verschleppungsabsicht erblicken; mindestens mit dem gleichen Rechte darf man daraus auf ein türkisches Entgegenkommen schließen. Red.)

Poincaré in Spanien.

Paris, 7. Oktober. (Eigener Drahtbericht unseres Korrespondenten.) Der König, die Regierung und das Volk von Spanien wetteifern miteinander, den Besuch des Präsidenten Poincaré äußerlich zu einem mindestens gesellschaftlich ungewöhnlich glänzenden Ereignis zu machen. Auf die politische Bedeutung gestattet dies zunächst noch keinen Schluß, und der spanische Ministerpräsident Romanones sagte gestern ausdrücklich einem französischen Ausfrager, daß man während der Anwesenheit des Herrn Poincaré nur daran denken werde, ihm durch festliche Veranstaltungen den Aufenthalt in Spanien so angenehm wie möglich zu machen, daß aber ernste, geschäftliche Unterredungen und Verhandlungen erst später an die Reihe kommen würden, wenn die gewöhnliche Werktagsordnung wieder eingetreten sei.

Inzwischen bringt die Volksmenge überall, wo Herr Poincaré sich zeigt, ihm brausende Huldigungen dar, und in dem Augenblicke, wo er gestern die spanische Grenze überschritt, tauschten König Alfonso und der Präsident herzliche Drahtungen aus. (Den Text haben wir im heutigen Morgenblatte veröffentlicht. Red.)

Orden kann König Alfons, trotz des Reichtums in dieser Hinsicht, seinem Gaste nicht mehr verleihen, da dieser bereits die höchste spanische Auszeichnung, das Goldene Vließ, besitzt, dagegen werden für ihn, Frau Poincaré und Herrn Pichon Geschenke vorbereitet. Der Präsident erhält einen Toledaner Degen mit prächtiger Gold- und Silberdamaszierung, ein genaues Nachbild des Degens Philipp II., und ein goldgeschmücktes Jagdmesser, Frau Poincaré ist eine Platte in getriebenem Silber und Herrn Pichon gleichfalls ein Jagdmesser zugedacht.

Paris, 7. Oktober. Der spanische Ministerpräsident Graf Romanones erklärte einem Berichterstatter, die wirtschaftlichen Besprechungen zwischen der spanischen und der französischen Regierung seien zwar im Gange, hätten sich aber bisher nur in allgemeinen Linien bewegt. Wir werden, fuhr Romanones fort, gleichzeitig mit dem Präsidenten der Republik auch die Vertreter der französischen Handelskreise empfangen. Diese Besuche haben meiner Ansicht nach eine wirkliche Bedeutung. Die wirtschaftlichen Interessen müssen in Einklang gebracht werden, wenn die Annäherung zwischen den Nationen fest und dauerhaft sein soll, und die Kaufleute sind die Vorläufer solcher erfreulichen Verständigungen.

Madrid, 7. Oktober. Präsident Poincaré ist um 10 Uhr 30 Min. auf dem Nordbahnhof angekommen, wo er vom König, den Prinzen und Prinzessinnen sowie den Mitgliedern der Regierung, der französischen Gesandtschaft und verschiedenen Abordnungen begrüßt wurde. Der Präsident und der König haben sich dann ins königliche Schloß begeben.

* * *

Madrid, 6. Oktober. Der französische General Liautey ist heute nachmittag hier eingetroffen und abends vom König in Audienz empfangen worden.

Madrid, 6. Oktober. Der Kriegsminister erklärt die Nachricht vom Tode des Generalresidenten für Marokko, Marina, in aller Form für unrichtig.

Briefe Leo Tolstois.

Aus der Korrespondenz mit seiner Frau.

Die Gräfin Sophia Andrejewna Tolstoi hat sich entschlossen, die Briefe zu veröffentlichen, die im Laufe eines 48jährigen Zusammenlebens von dem Gatten an sie gerichtet wurden.

„Sie sollen alle bekannt gegeben werden," bemerkt sie eingangs, „bis auf drei, die sich auf noch lebende Persönlichkeiten beziehen, und auf die sechs letzten, für die die Zeit noch nicht gekommen ist. Vielleicht werden viele Leute es überhaupt noch verfrüht finden, diese Korrespondenz herauszugeben, doch was bedeutet die Zeit in solchen Fragen! Sollte es nicht angemessener sein, daß die Briefe gegenwärtig von Leuten gelesen werden, die Leo Nikolajewitsch noch kannten, als nach 50 Jahren, etwa von Menschen, die gar keine Beziehungen mehr zu ihm haben werden!

Es ist auch noch ein Umstand, der mich zur Veröffentlichung der Briefe drängt! Geschieht es nach meinem Tode, der nicht mehr fern sein dürfte, so könnte das Verhältnis meines Gatten zu mir und meins zu ihm leicht in ein falsches Licht gerückt werden. So möge man sich lieber mit der Korrespondenz befassen und sie beurteilen, solange sie aus einer lebenden und wahrheitsgemäßen Quelle kommt und nicht aus einer, die von Rätseln, Vorurteilen und Deutungen getrübt wird.

Und die Leser sollten auch Nachsicht üben gegen eine, die vielleicht in jungen Jahren nicht die Kraft besaß, auf ihren schwachen Schultern die hohe Bedeutung zu tragen, — die Frau eines großen Menschen und eines Genius zu sein."

Aus der Briefsammlung, die im Historischen Museum in Moskau niedergelegt ist, hat die Gräfin Tolstoi zunächst eigenhändig nachstehende Briefe abgeschrieben.

„Sagen Sie mir, als ehrlicher Mensch," heißt es im allerersten des Grafen, „wollen Sie mein Weib werden? Um Gotteswillen, prüfen Sie sich erst ganz genau. Es wird mir schrecklich sein, ein „Nein" zu vernehmen, sobald der Schatten eines Zweifels in Ihnen aufsteigt. Aber ich sehe es voraus, und werde wohl die Kraft finden, es zu ertragen. Wenn ich aber als Gatte jemals nicht so geliebt werden sollte, wie ich liebe, so wird es unerträglich sein . . . Ich fordere so fordere Ungeheueres, Unmögliches von der Ehe. Ich fordere so geliebt zu werden, wie ich liebe, und das ist unmöglich!"

Zwei Jahre später (1864) schrieb er: „Gestern habe ich Tanja erklärt, warum es mir nicht schwer wird, die Trennung von Dir und den Kindern (ich fühle allerdings hier, daß ich sie noch wenig lieb habe) zu ertragen; ich werde fortgesetzt beherrscht von der Liebe und Sorge für meine schriftliche Arbeit. Wenn das nicht der Fall wäre, so weiß ich, daß ich mich nicht entschließen könnte, hier zu sein, ohne Dich; Du verstehst es wahrscheinlich, denn das, was für mich die Schriftstellerei ist, müssen für Dich die Kinder sein. Leb wohl, mein liebes, teueres Herz, mein Täubchen . . . Mit aller Liebe bin ich die ganze Zeit bei Dir, meine Freundin. Und je mehr ich liebe, desto mehr fürchte ich. Es wird aber alles gut werden, und für uns gibt es kein Unglück, solange Du mich liebst, wie ich Dich liebe . . ."

In der Epoche, als Tolstoi „Krieg und Frieden" schrieb, teilte er mit der Gattin alle freudigen und traurigen Stimmungen, die ihn beim Schaffen überkamen. „Und ich habe es noch gar nicht ausgesprochen, wie klug Du bist! Als gute Frau, dachtest Du an den Mann, wie an Dich selbst, und ich entsinne mich, wie Du lagtest, daß alles Militärische und Historische meiner Schilderung, um die ich mich so sehr bemühte, minderwertig herauskommen, und dagegen das andere gut sein wird, was sich auf die Charaktere, auf die Psychologie und auf die Familie bezieht. Das trifft mehr zu, als ich zu sagen vermag, und ich entsinne mich eines jeden Deiner Worte, das in diesem Zusammenhange von Dir gesprochen wurde. Und gerade so, wie Tanja, möchte ich schreien: „Mama, ich will nach Jasnaja, ich will zu Sonja!" Als ich zu schreiben begann, war ich nicht gut gelaunt, aber jetzt, da ich aufhöre, bin ich ein ganz anderer Mensch. Du meine Seele, liebe mich nur, wie ich Dich, und mich kümmert weiter nichts, und alles ist vortrefflich."

Voll Zärtlichkeit und überströmender Liebe ist auch ein Brief vom Jahre 1871. „Ein Schreiben von Dir zu empfangen — ist ein kleines Wiedersehen: dasselbe Gefühl der Ungeduld, der Freude und der Bangigkeit, wie wenn man nach der Hand schon greifen will, während man sich dem Hause nähert."

Wesentlich kühler schon klingt ein Brief der Gräfin an Tolstoi, der aus dem Jahre 1883 stammt: „Niemals werde ich Dich mehr zurückhalten, wie ich so unvorsichtig war, es früher aus Liebe zu tun. Die beiderseitige Freiheit — das ist das moderne Glück. Dann gibt es keinen Vorwurf, keinen Streit, aber dafür gibt es auch nicht jenes enge Band, das die Herzen umschließt . . . Ich will Deinem Gefühl und Deiner Gesundheit gemäß zu handeln. Gott! Nur nicht wieder schuld haben! . . ." Darauf erwidert er: „. . . Es wurde mir unsäglich schwer und traurig zu Mute. Ich habe Dich so geliebt, und Du bringst mir alles das in Erinnerung, wodurch Du bestrebt warst, meine Liebe zu vernichten. Ich schrieb Dir, daß ich mich zu eilig und kühl von Dir verabschiedete, und Du entgegnest, Du wolltest Dich bemühen, so zu leben, daß ich Dir entbehrlich werde, und daß Du dieses Ziel rasch zu erreichen gedenkst. Was mich betrifft, und das, was mein Leben ausmacht, behandelst Du wie eine Schwäche, von der ich hoffentlich durch den Genuß von Kumys genesen könnte . . . Ueber Dich selbst schreibst Du so, als wärest Du ruhig und zufrieden, und als bliebe mir nichts anderes übrig, als Deine Zufriedenheit und Deine Ruhe durch meine Gegenwart nicht zu unterbrechen. Des armen, guten und im übrigen für mich nicht interessanten Wassili Iwanowitsch erwähnst Du wie eines Feindes, der die Trennung herbeiführte. Ich gegenwärtige mir lebhaft diese Deine Stimmungen, die mich so sehr quälen, und die ich völlig vergessen hatte; und ich liebe Dich so schlicht und ehrlich, daß mir weh wurde. Ach, wenn Dich diese wilden Augenblicke nicht packten, so vermag ich gar nicht auszudenken, bis zu welchem Grade meine Liebe zu Dir wachsen würde! Wahrscheinlich muß es aber so sein! Wäre es jedoch möglich, diesen peinlichen Stimmungen vorzubeugen, oh, wie wäre das gut!

Ich tröste mich damit, daß der Unmut längst vorüber ist und jetzt, nachdem ihm Ausdruck verliehen wurde, jede Spur von ihm verwischt ist. Aber dennoch bin ich weit von dem Gefühl entfernt, das ich für Dich bis zum letzten Briefe hegte. Ja, es war zu stark! Nun, genug, verzeihe mir, wenn ich Dir weh getan habe; Du weißt ja, es darf keine Lüge zwischen uns sein . . ."

Zu Beginn der neunziger Jahre teilt Leo Tolstoi seiner Gattin die Absicht mit, das Autorenrecht auf seine Werke aufzugeben, was sie entschieden mißbilligte. „Ich widersetzte mich diesem Gedanken," bemerkt sie, „weil ich es als ungerecht betrachtete, unsere zahlreiche und nicht vermögende Familie der Not preisgegeben."

Als Tolstoi den Hungernden zu Hilfe eilte, waren seine Briefe voll von ihren Leiden, und verletzt, daß seine Mitteilungen nicht das erwartete Echo fanden, schreibt er einmal: „Was auf mich besonders unangenehm wirkt, ist — die Unausgesprochenheit und Zurückhaltung in Deinen Briefen. Ich fühle es sofort heraus und zuschmerzt mich. Die Wahrheit ist besser als alles andere . . ."

Vom Jahre 1897 ist sein folgender Brief datiert: „Kaum warst du verreist, und noch vorher überfiel mich eine tiefe, tiefe Traurigkeit, weil wir einander Kummer bereiten und uns nicht auszusprechen verstehen. Ich klage mich selbst an, daß ich es nicht dahin bringen konnte, im Verkehr mit dir die Logik beiseite zu lassen und etwas anderes — das Gefühl allein — geltend zu machen. Ich sage, daß mit Logik auf Dich nicht einzuwirken ist, ja überhaupt nicht auf